

Archiv und Lebenswelt

Schenk, Dietmar

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schenk, D. (2020). Archiv und Lebenswelt. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 12, 7-26. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-16060>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

ARCHIV UND LEBENSWELT

Dietmar Schenk

Ein Blick in den Alltag eines Archivs: Ein Nachlass ist eingetroffen und wird ausgepackt; die leeren Behältnisse, die für den Transport genutzt worden sind, liegen auf einem Stapel. Inmitten der Kästen und Kisten, die da aufgetürmt sind, fällt eine alte, stehen gebliebene Beschriftung ins Auge, wie sie auf Umzugskartons gelegentlich anzutreffen ist: »Wasserkocher, Kaffeemaschine, Thermoskanne«.

Der betreffende Karton, in dem sich Manuskripte und Briefe befanden, ist offenkundig zuvor für andere Zwecke verwendet worden; der frühere Gebrauch macht sich in dem nicht mehr stimmigen Schriftzug bemerkbar. Auf regulären Archivboxen gibt es solche Inkorrektheiten nicht; dort ist stets eine bündige Signatur angebracht.

Das Alltagsleben derer, die sich zur Übergabe der angelieferten Papiere in die fachliche Obhut eines öffentlichen Archivs entschieden haben, kommt beim Auspacken mit der Sonderwelt des Archivs in Berührung. Wenn man so will: Küche und Archiv sind einen Augenblick lang nahe beieinander. Den Schriftstücken, die in den Kartons anstelle der Thermoskanne lagen, wird künftig die Ehre zuteil, als ›archivwürdig‹ zu gelten; sie sollen ins Archiv aufgenommen werden, den Tag überdauern – und verschwinden dann erst einmal in der Anonymität einer fahrbaren Regalanlage.

Freilich gibt es einen Nachweis im Findbuch oder in dessen elektronischen Äquivalenten im 21. Jahrhundert, den Datenbanken und Portalen, sodass die Archivalien bei Bedarf aufgefunden und genutzt werden können.

Was in der beschriebenen Situation als ein punktuelles Zusammentreffen zweier Lebensbereiche ins Auge fällt, soll im Folgenden genauer ausgelotet werden: das Verhältnis von Alltag und Archiv. Es wird ein Stück weit beschrieben, wie die *Sphäre des Archivischen*¹ in die Strukturen der Lebenswelt eingebettet ist. Die gewählten Beispiele aus dem Alltag unserer Gegenwart deuten an, wie ›das Archiv‹ jenseits kontingenter Zeitumstände in der »Lebenswelt der natürlichen Einstellung«, so Alfred Schütz,² fundiert ist.

1 Von der ›Sphäre des Archivischen‹ sprach Jakob Wührer, Oberösterreichisches Landesarchiv Linz, als er mich zur Jahrestagung des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung vom 9.–11. November 2016 in Wien einlud. Seitdem nutze ich diese Formulierung. Vgl. den Tagungsband *Elisabeth Schöggel-Ernst/Thomas Stockinger/Jakob Wührer* (Hg.): *Die Zukunft der Vergangenheit. Archive als Leuchtfener im Informationszeitalter* (= Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 71). Wien 2019.

2 *Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt* (1975, 1984). 2., überarb. Aufl. der einbändigen Ausgabe. Konstanz/München 2017, S. 18. Der Begriff der Lebenswelt würde es verdienen, mit Blick auf die hier aufgeworfenen Fragen noch weiter ausgeführt und näher erläutert zu werden. Vgl. etwa *Richard Grathoff: Milieu und Lebens-*



Abb. 1: Kästen und Schubler aus einem eben eingetroffenen Nachlass (Universität der Künste Berlin, Universitätsarchiv) © UdK Berlin

Der Nachweis, dass archivnahe Praktiken in menschlichen Handlungsweisen außerhalb der archivarisches Profession aufzufinden sind, steht in einem gewissen Kontrast zum Empfinden der Distanz, die vom Standpunkt des Alltags aus zu den zwangsläufig abgeschotteten Magazinbauten besteht, und ebenfalls zu den beaufsichtigten Lesesälen, in denen man mit gedämpfter Stimme spricht. Meist begegnen wir den Depots mit ihren Sicherheitstrakten, aber auch den wertvollen, einzigartigen Archivalien und ihrer Aura als Elementen einer ganz besonderen Welt, die geheimnisvoll, aber auch entrückt, langweilig oder grau erscheinen mag. Die Sphäre des Archivischen nicht in einem Archivgebäude, sondern im menschlichen Denken, Fühlen und Handeln aufzusuchen, bedeutet angesichts dessen eine Umkehr der Blickrichtung.

Wenn man diese vollzieht, so zeigt sich, dass die Vorgänge des Archivierens mit den in ihnen wirksamen Zwecken und Interessen, Erfahrungen und Ver-

welt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und sozialphänomenologische Forschung. Frankfurt am Main 1989. *Hans Blumenberg*: Beschreibung des Menschen. Aus dem Nachlass hrsg. von Manfred Sommer. Frankfurt am Main 2006, und *ders.*: Phänomenologische Schriften 1981–1988. Hrsg. v. Nicola Zambon. Frankfurt am Main 2018.



Abb. 2: Blick auf ein Regal mit Archivkartons im Magazin (Universität der Künste Berlin, Universitätsarchiv) © UdK Berlin

haltensweisen in der menschlichen Lebenswelt ihr Fundament haben: In ihr sind die archivischen Praktiken des Aufhebens (archivfachlich gesprochen: Übernahme, archivisches Sammeln), der geschützten Aufbewahrung (Archivbau, Bestandserhaltung, Notfallvorsorge), des Aufräumens, Beschriftens und Auflistens (Ordnung und Verzeichnung) sowie des Zugänglich-Machens (Benutzung, Auswertung) fundiert. Die Legitimität der archivischen Methoden fußt auf der lebensweltlichen Konstitution des Archivs.

An der gedanklichen Expedition, zu der wir aufbrechen, können die Leserinnen und Leser ohne besondere archivfachliche Kenntnisse teilnehmen. Die Argumentation beruht auf der Voraussetzung, dass jede und jeder von uns – mehr oder weniger ausgeprägt – ein Akteur und Betroffener im Handlungs- und Erfahrungsraum des Archivierens ist. Mit Horaz lässt sich sagen: ›Tua res agitur‹ – ›Es geht um Deine Angelegenheiten‹.

Veränderungen im Alltag, die Veränderung der Welt

Die alltägliche Wahrnehmung kleiner Veränderungen in unserer Welt ist eine Voraussetzung dafür, dass wir eine einigermaßen tiefgreifende Vorstellung vom Wandel der Zeiten entwickeln können. In vielfältigen Details zeigt

sich: Phänomene der Dauer und der Wiederholung, die unserer Umwelt Stabilität verleihen, sind mit Ereignissen, die Unerwartetes mit sich bringen, verschränkt. Daraus abgeleitet, können wir unter den heutigen Bedingungen eines beschleunigten Wandels auf vielen Gebieten zu der Einschätzung gelangen, dass sich nicht nur Einzelheiten ändern, sondern dass die Welt insgesamt beständig eine andere wird. Ältere Menschen ›verstehen‹ dann ›die Welt nicht mehr‹, wie eine Redensart besagt.

Denken wir an unseren Alltag, etwa den Weg zur Arbeit: In der S-Bahn fällt einem plötzlich auf, dass jemand nicht mehr vorbeikommt, den man sonst öfters sah, oder dass die Bäckerei, in der wir manchmal einen Kaffee *to go* erwerben, von einem anderen Betreiber übernommen wurde; im Zeitungskiosk verkauft plötzlich ein jüngerer Mann – ist der ältere, der da so lange Tag für Tag stand, als ob sich niemals daran etwas ändern könnte – erkrankt?³

Der Rahmen unseres Alltagshandelns wandelt sich unmerklich. Einerseits besteht die gewohnte Welt mit ihren bekannten und stets wieder erkennbaren Elementen, an die wir gewöhnt sind, fort, und doch tritt plötzlich Anderes, Neues hinzu – oder es ereignet sich, im schlimmen Fall, ein Unfall, ein Unglück, eine Zerstörung. Der Lauf der Zeit hat damit zu tun, dass manches oder vieles anders wird – langsam und kaum merklich oder auch plötzlich und schnell.

Die skizzierten alltäglichen Wahrnehmungen können auf komplexe Weise in Vorstellungen vom geschichtlichen Wandel eingebunden sein. Diese sind durch das jeweilige kulturelle Ambiente und die kollektive Erfahrung der Veränderungen im Großen, sei es in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft oder Kultur, geprägt; sie zeigen sich jedoch im Kleinen. Die epochale Selbstinterpretation unserer Gegenwart als Teil der »neuzeitlich bewegten Geschichte«⁴ hat damit zu tun, dass wir Veränderungen in unserer Umwelt als das Eintreten von etwas Neuem wahrnehmen und es zu einer Deutung des Ganzen der sich verändernden Welt erweitern.

Die im Vorigen skizzenhaft angedeuteten Verschiebungen im Alltag und der Wandel im geschichtlichen Maßstab sind natürlich nicht ein und dasselbe. Die zweite Ebene kann hinzukommen, aber auch ausgeblendet sein.

Lebenszeit, Generationsfolge, Vergangenheit, Archiv

Die Erfahrung vom zeitlichen Wandel ist nun allerdings nicht nur durch Veränderungen der beobachteten äußeren Welt bestimmt, sondern vor allem auch davon, dass wir uns im intersubjektiven Austausch mit Unseresglei-

3 Vgl. hierzu auch *Dietmar Schenk: Kleine Theorie des Archivs* (2008). 2., überarb. Aufl., Stuttgart 2014, S. 32–35.

4 *Reinhart Koselleck: Historia Magistra Vitae. Zur Auflösung eines Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte. In: ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten.* Frankfurt am Main 1979, S. 38–66.

chen als endliche Wesen kennenlernen.⁵ Eine ganz elementare Erfahrung des Menschen, die sein gesamtes Verhalten, insbesondere seinen Umgang mit der ihm verfügbaren Zeit, prägt, ist die Schere zwischen *Lebenszeit* und *Weltzeit*.⁶

Aus der Begegnung mit den Mitmenschen lernt jede und jeder von uns, dass unser Leben endlich ist, die Welt aber fortbesteht. Die *Lebensalter* im wörtlichen Sinne, also die Phasen des individuellen Lebens, resultieren aus der Generationsfolge: Ich bin der Sohn meiner Eltern und habe Großeltern, später bekomme ich möglicherweise selbst Kinder oder bin in einem Alter, in dem Kinder geboren werden könnten; dann kommen Enkel zur Welt. Im Laufe des Lebens ist ein Mensch seinem jeweiligen Lebensalter gemäß in die Abfolge der Generationen eingereiht. In meinen Plänen berücksichtige ich mehr oder weniger reflektiert die mir gegebene Zeitstruktur des Lebens.⁷

Im Verlauf der Zeit handle ich jeweils in einer Gegenwart mit Blick auf die Zukunft.⁸ Die Vergangenheit steht, was die Aufmerksamkeit von uns Handelnden betrifft, oft eher im Hintergrund. Jede lebenspraktische Tätigkeit oder Entscheidung trägt allerdings die eigene Vergangenheit als ein Ensemble von Voraussetzungen in sich. Zum Teil kenne ich sie und bin mir ihrer verschiedenen Aspekte bewusst, zum anderen wirken vergangene Geschehnisse oder Zustände fort, ohne dass ich sie vollständig durchschaue. Ein Ereignis folgt aufs andere, und das Handeln im jeweiligen Augenblick schließt sich an zurückliegende Handlungsschritte an. Was vergeht, löst sich mit dem Fortschreiten der Zeit vom konkreten Handeln in gewisser Weise ab – es wird mehr oder weniger stark vergessen oder geht in die Erinnerung ein.

Wir führen unser Leben in der Gegenwart, die wir vor Augen haben, schauen in eine unbekannte Zukunft und besitzen zugleich eine Vergangenheit, die sozusagen hinter uns liegt. Wir können zurückblicken, doch das tun wir nicht immer und normalerweise nicht allzu oft. Es ist eher ungewöhnlich, wenn in unserem Verhältnis zur Welt der Akzent einmal auf der Hinwendung zum Vergangenen liegt.

Phänomene des Archivs kommen ins Spiel, wenn die Vergangenheit doch einmal fokussiert wird und wenn Spuren des Vergangenen in der Lebenswelt des Alltags aufgefunden werden oder in den Blick rücken. Das setzt voraus, dass die Überreste, die aus früherer Zeit stammen, als ein Medium des Bezugs zur Vergangenheit erkannt und genutzt werden. Es kommt vor, dass solche materiellen Rückstände regelrecht gesucht werden, weil die Kenntnis des Vergangenen mit ihrer Hilfe verbessert werden soll. Manchmal drängen sie sich aber von sich aus auf. Überreste des Vergangenen in ihrer Eigenart,

5 Schütz/Luckmann, wie Anm. 2, S. 83.

6 Vgl. Hans Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*. Frankfurt am Main 1986.

7 Schütz/Luckmann wie Anm. 2, S. 491 f.

8 Ebd., S. 465.

nämlich als *Dinge von früher* zu identifizieren, hat mit der Geschichtlichkeit unserer Existenz zu tun.

Jeder Mensch erinnert sich an Vergangenes in seinem eigenen Leben, hat Kenntnisse vom Leben seiner Eltern und Großeltern, von dem diese erzählt haben, und sie oder er weiß vielleicht auch etwas über die Vorfahren, über die ein Kanon an Geschichten familiär weitergegeben wird – oder auch über andere Menschen, die früher lebten und von denen man schon einmal gehört hat. Und dann gibt es Zeugnisse und Erinnerungsstücke: ein Fotoalbum, eine alte Vase, eine Uhr zum Aufziehen, die zwar nicht mehr funktioniert, aber als Antiquität durchgehen würde.

Die materielle Gegenwärtigkeit des Vergangenen in Form des Archivs kann genutzt werden, um das Bild der Vergangenheit, das sich in der Erinnerung gefirmt hat und unter dem Einfluss der Gegenwart ständig Veränderungen unterworfen ist, zu erweitern, zu bestätigen oder zu korrigieren. Das Archiv kann eine Instanz der Kritik sein, dient aber oft auch der Affirmation; in beiden Fällen stellt es zugleich ein probates Mittel zur Auffrischung und Vermehrung der Kenntnisse über bestimmte Ausschnitte der Vergangenheit dar. Unter Hinzuziehung des Archivs kann unser Bild der *Welt von gestern*⁹ an Farbe gewinnen. Die Bemühungen, die Vergangenheit anhand archivalischer Quellen kennenzulernen,¹⁰ können so erfolgreich und weitreichend sein, dass uns das Frühere, das zurückliegt, näher zu rücken scheint.

Im Folgenden sollen Lebenssituationen exemplarisch vorgestellt werden, in denen aufgrund besonderer Umstände Spuren des Vergangenen geradezu ins Zentrum des menschlichen Lebensvollzugs gelangen – sie sind dann viel gegenwärtiger, als es normalerweise der Fall ist. Die Beispiele für eine Präfiguration des Archivs im Alltag, die angeführt werden, sind lehrreich, denn sie helfen uns, das Verhältnis des Menschen zur Vergangenheit in seiner Eigenart besser zu verstehen. Im Mittelpunkt stehen Situationen, in denen sich ein Einzelner – ein ganz individueller Mensch – befindet. Es geht nicht um Gruppen und die kollektiven Aspekte des Gedächtnisses.¹¹ Auch sie sind wichtig, doch ist es nicht möglich, alles gleichzeitig zu behandeln.

9 So *Stefan Zweig*: *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers* (1942). Frankfurt am Main 1985.

10 Wie Geschichtsforschung anhand historischer, nicht zuletzt archivalischer Quellen im Einzelnen vor sich geht, beschreibt der Althistoriker Henri-Irenée Marrou in Anlehnung an die Phänomenologie in einer aufschlussreichen geschichtstheoretischen Studie. Vgl. *Henri-Irenée Marrou*: *Über die historische Erkenntnis. Welches ist der richtige Gebrauch der Vernunft, wenn sie sich historisch betätigt?* Freiburg/München 1973 (frz. Orig.: *De la Connaissance Historique*. Paris 1954).

11 In dieser Hinsicht sind bekanntermaßen die Schriften des Soziologen Maurice Halbwachs grundlegend. Vgl. *Maurice Halbwachs*: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt am Main 1985 (frz. Orig.: *Les cadres sociaux de la mémoire*, 1925), und *ders.*: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt am Main 1985 (frz. Orig.: *La mémoire collective*, 1939).

Leben und Wohnen mit Dingen von früher

Karikaturen, die in viel gelesenen Zeitungen abgedruckt sind, müssen allgemein verständlich sein. In aller Regel sprechen sie etwas an, was in der Leserschaft weithin bekannt ist, sei es, dass ein verbreitetes Wissen abgerufen wird, etwa von den Namen und Gesichtszügen der wichtigsten Politiker, sei es, dass die Darstellung etwas Menschliches ins Bild setzt, das jede und jeder von uns nachvollziehen kann. Gerade weil in der Karikatur ein Stück der visuellen Wirklichkeit überzeichnet und verzerrt wird, muss das Gemeinte noch in der Verfremdung kenntlich sein.

Eine witzige Bildgeschichte des Berliner Comic-Autors und Zeichners Mawil, die vor einigen Jahren im Berliner Tagesspiegel erschien, befasst sich unter dem Titel ›Ballast‹ mit dem umfänglich gewordenen Inventar einer Wohnung, das angesichts eines bevorstehenden Umzugs zur Disposition steht, das heißt vor allem mit all dem Klimbim, den man bei sich hat und von dem man nicht recht weiß, ob man ihn nicht besser loswerden sollte.¹² Der Bewohner macht sich in seiner Unschlüssigkeit Gedanken über das Verhältnis von Archiv und Erinnerung; er überlegt, was er behalten und mitnehmen und was er wegwerfen soll. »Zeit, mal wieder ein paar Sachen loszuwerden. Die Frage ist nur, was«, so lautet sein sehr archiv-relevantes Problem.

Leere Bananenkisten, in die das Umzugsgut eingepackt werden kann, sind vom benachbarten Lebensmittelhändler leicht beschafft; jetzt geht es darum auszusortieren. Einiges wird mitgenommen, anderes kommt auf den Müll. Die Gesichtspunkte der Seltenheit des Objekts, der – womöglich illegitimen – Einflussnahme auf die Erinnerung durch bewusste Auswahl beim Wegwerfen, des moralischen Erinnerungsgebots und des in gewisser Weise unhöflichen Vergessens, auf das man durch ein Relikt gestoßen wird, kommen zur Sprache.

Angesichts eines Bildbands ›Personenkraftwagen sozialistischer Länder‹ stellt sich der Protagonist die Frage: »Bin ich nicht irgendwie verpflichtet, etwas aufzuheben, von dem ich das letzte Exemplar besitze?« Und in Anbetracht eines unvoreilhaftem Fotos, wohl von sich selbst, heißt es: »Darf man nur schöne Sachen aufheben oder fälscht man dadurch seine Erinnerung?« Angesichts eines rosa Osterhasen lautet die von einer gewissen Skepsis getragene Anmerkung: »Wie lange muss man witzige Geschenke aufheben?« Beim Zerschneiden von CDs mit einer Schere, was nur mit Mühe gelingen will, kommt der Gedanke auf: »Kann man Datenträger einfach so in den Müll tun?« Angesichts eines merkwürdigen Fahrrad-Ersatzteils lautet das Bedenken: »Werde ich je das passende Fahrrad zu diesem 63er ›Rasant‹-Schalthebel bauen?« Bei Betrachtung einer Hose mit Schlag und aufgenähter poppiger Blume fragt er sich: »Lohnt es sich darauf zu warten, dass etwas in 20 Jahren wieder ›in‹ sein wird?« Schließlich kommentiert er Briefe, die in einer Schachtel abgelegt sind: »Wer war nochmal Janine?«

¹² Mawil: Ballast. In: Der Tagesspiegel, vom 3. Oktober 2008, S. 8.

Draußen sieht man ein Gewitter aufziehen, dann schlägt der Blitz ein und die ganze Wohnung brennt ab. Nach erstem Erschrecken fühlt sich der Protagonist befreit und geht pfeifend seines Weges. So sieht im beginnenden 21. Jahrhundert eine Stellungnahme zum Thema Geschichte und Archiv aus, die von Nietzsches bekannten Reflexionen über *Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben* inspiriert sein könnte.¹³

In dieser Erzählung sind Spuren des Zeitgeschehens – rund anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der DDR – enthalten. Doch vor allem ist eine für viele Menschen, unabhängig von Raum und Zeit, gut nachvollziehbare Situation angesprochen. Dass sie allerdings einen gewissen Wohlstand voraussetzt, sei angemerkt: das Wohnen mit zahlreichen Dingen von früher. Im Überfluss der Wegwerfgesellschaft ist die Konstellation des Zuviel an Sachen nicht ganz ungewöhnlich.¹⁴

Dem Vorgang des Aufhebens materieller Spuren des eigenen Lebens korrespondiert das Sammeln oder Erzeugen dessen, was dann aufbewahrt werden kann – als Beleg und Erinnerungsstück. Visuelle Ausschnitte der Gegenwart für zukünftigen, oft nur vage ins Auge gefassten Gebrauch im digitalen Bild festzuhalten, ist heute ein weit verbreitetes Alltagsverhalten, für das die technischen Mittel vorhanden sind: Es ist preiswert, sofern eine digitale Kamera oder ein Smartphone zur Hand ist. Selfies, also Eigenaufnahmen, werden ständig und überall angefertigt. Unendlich viele Bilddateien, die allerorten entstehen, knüpfen an die Praxis der Fotografie im 19. und 20. Jahrhundert an, die aufwendiger zu betreiben war.¹⁵ Bevor es Fotoapparate gab, hielten Reisende zeichnerisch fest, was sie sahen. Man denke etwa an Goethes Zeichnungen auf seiner *Italienischen Reise*, zu der er 1786 aufbrach.¹⁶

13 Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen, Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben* (1874). In: ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* (KSA). Hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Band 1, München 1988, S. 243–334.

14 Der Ethnologe Karl-Heinz Kohl beschreibt, wie erstaunt die Bewohnerinnen und Bewohner der indonesischen Insel Flores waren, als er mit Frau und zwei Kindern drei große Aluminiumkisten mit ›Klamotten‹, von der Fachliteratur bis zum Kinderspielzeug, in das Dorf, in dem er Feldforschungen betreiben wollte, mitbrachte. Er hatte die Absicht, dort ein Jahr zu bleiben und benötigte deshalb, mitteleuropäischen Gewohnheiten entsprechend, Einiges. Vgl. *Karl-Heinz Kohl: Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte*. München 2003, hier S. 7. Zum modernen Umgang mit den sogenannten ›sieben Sachen‹, die man um sich herum scharf, siehe auch *Wolfgang Schivelbusch: Das verzehrende Leben der Dinge. Versuch über Konsumtion*. München 2015.

15 Vgl. etwa als ein fast beliebig herausgegriffenes Beispiel für die Fotografie in einem so geschichtsträchtigen Land wie Italien: *Voir l'Italie et mourir. Photographie et peinture dans l'Italie du XIX^e siècle. Sur une idée d'Ulrich Pohlmann et de Guy Cogeval* (Kat. zur Ausst. in Paris, Musée d'Orsay, 7. April – 19. Juli 2009). Paris 2009.

16 Vgl. die durch ihre Abbildungen ausgezeichnete Ausgabe von *Johann Wolfgang von Goethe: Italienische Reise*. Mit Illustrationen von Goethe und seinen Zeitgenossen. 2. Aufl., Berlin(-Ost) 1978.

Heute umgibt sich, bei gewandelten technischen Möglichkeiten, jede und jeder mit fotografischen Schnappschüssen.

Das Medium eignet sich dazu: Man muss nicht groß in die Theorie der Fotografie einsteigen, um die Wirklichkeitsnähe des fotografischen Bildes im Verhältnis zum jeweils abgebildeten sichtbaren Ausschnitt unserer Welt festzustellen. So sehr Fotografien auch symbolisch und konstruktiv sind: Roland Barthes beginnt seinen Essay *Die helle Kammer* mit dem spontanen Ausruf beim Betrachten einer Fotografie des jüngsten Bruders von Napoleon III., Jérôme: »Ich sehe die Augen, die den Kaiser gesehen haben.«¹⁷

Ein sehr viel älteres Mittel, Informationen festzuhalten, ist die Schrift, deren materieller Träger über die Jahrhunderte hinweg gewechselt hat – von Tafeln über Papyrus und Pergament bis zum Papier und zum elektronischen Speicher.¹⁸ Stets wurde auf die eine oder andere Weise bewusst festgehalten, was künftig noch bekannt sein sollte: in Urkunden, Chroniken, Tagebüchern, Notizheften. Private Formen der Dokumentation von Gedanken und Fakten kann zeitgeschichtliche Bedeutung erlangen: Die bewegenden Tagebücher des jüdischen Romanisten Viktor Klemperer aus den Jahren von 1933 bis 1945¹⁹ sind hierfür ebenso ein Beispiel wie Willy Cohns beklemmende Niederschriften vom Schicksal der Breslauer Juden in der NS-Zeit.²⁰

Zum alltäglichen Leben gehören die Souvenirs, aber auch die teils eher zufällig, teils ganz bewusst aufbewahrten Schriftstücke, Bilder und Gegenstände aus dem eigenen Leben und dem der Familie und der Vorfahren, der Freunde und Bekannten. Um deren Verbreitung bemühen sich Geschäftsleute seit langem auch mit kommerziellen Absichten.²¹ In eine alte Bibel können Besitzvermerke und Notizen eingetragen, ja sogar persönliche Fotos eingeklebt sein – für den Gottesdienst wurde sie dennoch gebraucht.

Es handelt sich um ein Objekt des Gebrauchs und zugleich der *Memoria*, so wie heute in die Geldbörse und das Etui für EC- und sonstige Karten ein Foto des Partners oder Kindes einlegt ist. Eine spätere Generation mag die Bibel dann aus dem Verkehr ziehen, weil im Alltag ein anderes Exemplar genutzt wird oder die religiöse Bindung und damit die Bibellektüre nachgelassen haben. Was dann übrigbleibt, ist ein Schaustück im Familienarchiv.

17 Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*. Frankfurt am Main 1985 (frz. Orig.: *La chambre claire. Note sur la photographie*. Paris 1980), S. 11.

18 Rainer Hering: *Vom Stein zum Stick. Der Wandel der menschlichen Überlieferung*. In: Hermann Cölfen/Sevgi Filiz/Karl Heimer/Gaby Herchert (Hg.): *Aller Ehre werth und nicht leicht zu ersetzen. Sprache – Dichtung – Überlieferung*. Duisburg 2019, S. 9–25.

19 Victor Klemperer: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945*. Hrsg. v. Walter Nowojcki unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer. 2 Bde., 4. Aufl. Berlin 1995.

20 Willy Cohn: *Kein Recht – nirgends. Breslauer Tagebücher 1933–1941. Eine Auswahl*. Köln/Weimar/Wien 2008.

21 Vgl. etwa: *Der Souvenir. Erinnerung in Dingen von der Reliquie zum Andenken* (Kat. zur Ausst. im Museum für Angewandte Kunst Frankfurt und im Museum für Kommunikation Frankfurt, 29. Juni – 10. September/29. Oktober 2006). Köln 2006.



Abb. 3: Einträge zu Namen und Lebensdaten von Familienangehörigen auf dem Vorsatz einer Bibel, 19. Jahrhundert (privat) © Dietmar Schenk

Die übriggebliebenen und dann bewahrten Dinge von früher können in der Wohnung zu einem ganz eigenen Kosmos zusammenwachsen – zu einer Art Mischung aus Museum und Archiv. Mir steht die kleine Wohnung einer sehr alten Dame vor Augen, in der das Leben mit solchen Dingen im Alltag vom Rand in die Mitte gerückt ist. In dem kleinen Senioren-Apartment sind Erinnerungs-Gegenstände aus allen Lebensphasen nach einem Umzug, mit dem ein ganzes Haus zurückgelassen werden musste, gleichsam komprimiert. Vielfach handelt es sich um Gebrauchsgegenstände, von denen aber fast alle alt sind und eine Geschichte mit sich tragen – wenn etwas ausgetauscht werden muss, weil es schadhafte ist, geschieht das nur aus Not. Dass Erinnerungs- und Gebrauchszweck einander überlagern, ist ganz charakteristisch. Die Kuchenschaukel der Großmutter der Besitzerin aus dem 19. Jahrhundert sieht wie ein Ausstellungsstück aus; es hat etwas Anrührendes, sie zu benutzen. Auf dem Fensterbrett und in Buchregalen sind lauter Bilder der nächsten Angehörigen und Porträts der Dame selbst in verschiedenen Lebensphasen aufgestellt; einmal war ein Bild von ihr in der Zeitung. Sie benutzt einen Monatskalender, den ihre Mutter 1944 gezeichnet hat, weil es sonst keinen zu kaufen gab oder das Geld nicht vorhanden war, um einen gedruckten zu erwerben. Das jeweilige Blatt wird monatlich gewendet – jedes Jahr von neuem.

Die Suche nach der Wahrheit

Der bisher betrachtete Typus von Lebenssituationen, die in die Sphäre des Archivischen fallen, ist im Bereich des Eigenen und Vertrauten angesiedelt. In Verbindung mit der Erfahrung des Archivs ist aber auch der Aspekt des Fremden und Unbekannten zu bewältigen. Es wäre einseitig, wenn man mit Blick auf die Präfiguration des Archivs in der Lebenswelt des Alltags nur die lieb gewonnenen Dinge von früher berücksichtigen würde. In den eigenen vier Wänden kann man sich eine Privatwelt einrichten und die Assoziationen mit unangenehmen Seiten des Lebens wenigstens bei der Wahl des Mobiliars wie des gesamten Interieurs aussparen. Der einigermaßen harmonische Gleichklang, in dem sich ästhetisch ansprechende Erinnerungsstücke befinden können, bricht aber schon auf, wenn die erwähnte ältere Dame die Briefe ihres als Soldat in der Sowjetunion vermissten Bruders zur Hand nimmt, die in einer Schachtel bereitliegen – und die sie doch gleich wieder weglegt. Sie gehen auf die schrecklichen Ereignisse der NS-Zeit und des Zweiten Weltkriegs ein. Sie sagte mir, dass sie diese Schriftstücke kaum lesen könne, weil sie dabei allzu traurig werde. Authentische Dokumente lassen manchmal keine Distanz zu. Und das kann ein Grund sein, sie ruhen zu lassen.

Dem wohnlichen Ambiente der Dinge von früher – dem allerdings, wie gesehen, die Abgründe eingeschrieben sein können – soll nun eine andere Konstellation gegenübergestellt werden: die mit dem Archiv korrespondierende Absicht der Recherche. Die Forschung im Archiv hat genauso tiefe Wurzeln in der Lebenswelt wie die Bekräftigung des Erinnerens anhand der archivischen Sphäre: Um Vermutungen in Bezug auf vergangene Geschehnisse nachzugehen und Hypothesen zu beweisen, stützt man sich auf Belege. Und häufig wird auf Archive zurückgegriffen, in denen sich solche finden lassen. Die Anstrengungen der Suche, die hier nötig wird, machen die Sphäre des Archivischen, verstanden als Erfahrungs- und Handlungsraum, ein gutes Stück weit aus.

Der Recherche im Archiv liegt der Wunsch zugrunde, genau zu wissen, was auf der Ebene des Tatsächlichen passiert ist – mit einem Grad von Genauigkeit, der über das im Alltag ansonsten verlangte Maß hinausgeht. Hier geht es nicht darum, Erinnerungs-Gegenstände mit ihrem Fluidum um sich zu versammeln, sondern man erhofft sich den Gewinn präziser Information. Es handelt sich bei den zu Rate gezogenen Unterlagen um eine Art Fonds, dessen Inhalte als verborgene Schätze – oder aber als ›Leichen im Keller‹ – erst noch zu entdecken sind. Übrigens ist die weiter zurückliegende Vergangenheit ein Gebiet, in dem Phantasiegebilde bevorzugt wuchern können. Der Philosoph Bernard Williams hat darauf in einer scharfsinnigen Untersuchung hingewiesen²²: Das Archiv kann in dieser Hinsicht ein wichtiges Korrektiv sein.

22 Bernard Williams: *Truth and Truthfulness. An Essay in Genealogy* (2002). 4. Aufl., Princeton, New Jersey 2004, hier Kapitel 7: *What was wrong with Minos?*, S. 149–171.

An Beweismitteln für Tatsachen aus der Vergangenheit, die einen persönlich etwas angehen, gibt es in bestimmten Situationen des menschlichen Alltags ein vitales Interesse. Die Forschung im Archiv ist insofern keine Domäne von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Bei der Suche nach Wahrheit ist das einschlägige Archiv, das man konsultieren muss, meistens nicht das, welches man selbst besitzt. Die Archivalien, die Auskunft geben, sind den Recherchierenden ihrer Herkunft nach oft fremd; sie besitzen sie meist nicht selbst, ja sie befinden sich vielleicht sogar ‚in feindlicher Hand‘. Diese Gegebenheit muss mitsamt ihrem Konfliktpotenzial ins Auge gefasst werden, wenn das ganze Spektrum der Motive und Verhaltensweisen im menschlichen Umgang mit Archiven ausgelotet werden soll.

Selbst jahrhundertalte Urkunden in staatlichen Archiven waren noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein geheim, und viele institutionelle Archive, nicht nur der Geheimdienste, sind es heute noch – die Mauer der Geheimhaltung wird allenfalls durchbrochen, wenn ein Whistleblower streng vertrauliche Dokumente der Enthüllungsplattform Wikileaks übergibt. Doch gibt es immer jemanden, für den sie zugänglich sind oder sein werden – sonst wären sie ja überflüssig. Restriktionen sind stets nur diejenigen ausgesetzt, die nach Maßgabe der Besitzerinnen und Besitzer von der Nutzung ausgeschlossen sein sollen. Die mit Archiven ausgeübte Macht besteht zu einem großen Teil darin, Zugang zu gewähren oder auch nicht.

Das Wissen von Vergangem geht in der Lebenswelt des Alltags normalerweise auf mündliche Mitteilungen oder Erzählungen zurück, auf die sich Zuhörende verlassen, weil sie ihrem Gegenüber vertrauen. Erst wenn ein Anlass besteht, eine Sache ungewöhnlich genau zu nehmen, werden Beweismittel ernst genommen, Authentifizierungen beachtet und Spuren gesucht. Die historischen Wissenschaften vollzogen in ihrer Entwicklung einen entscheidenden Schritt, als sie erkannten, dass es sinnvoll ist, *primäre Quellen* bevorzugt heranzuziehen und sich nicht mehr mit Aussagen zufriedener zu geben, die als vertrauenswürdig gelten und doch oft nur mit dem eigenen Weltbild konform gehen, ohne dass die Zuverlässigkeit des herangezogenen Dokuments wirklich garantiert ist.²³

Unter bestimmten Lebensumständen kann die Suche nach der Wahrheit eine ungeheure Intensität gewinnen. Man dringt immer tiefer in die Sphäre des Archivischen ein – Vergangenheit kann für ein Individuum aufgrund eines besonderen Schicksals regelrecht überhandnehmen. Die Suche, die dann beginnt, nimmt etwas Kriminalistisches an. Bei der Verfolgung von Straftaten und im investigativen Journalismus findet Vergleichbares statt wie in der Archivforschung. Diese reiht sich in die Gruppe spezieller Praktiken ein, deren Aufgabe die Tatsachenermittlung ist.

23 In jüngster Vergangenheit ist es nicht zuletzt Richard J. Evans gewesen, der den Vorrang der Primärquellen vor jeder Art von sekundärer Information betonte. Vgl. *Richard J. Evans: In Defence of History*. London 1997, bes. S. 93 f. (dt. Übers.: ders.: *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Frankfurt am Main 1999).

Im Zuge der Entfaltung der historischen Wissenschaften konnte über die Jahrhunderte hinweg ein immer tieferes, anschaulicheres Wissen über weit zurückliegende Epochen erworben werden. Dabei stellte sich heraus, dass mit Hilfe der *kritischen Methode*, also der strengen Prüfung der Quellen auf ihre Aussagekraft hin, nicht nur eine unerwartete Klarheit im Einzelnen erreichbar ist, sondern dass auch im Ganzen dank der Fülle des Schritt für Schritt und mit viel Fleiß und Geduld aufgefundenen historischen Materials ganze Welten des Vergangenen in den Gesichtskreis treten – eigentlich nur dadurch, dass die Aufmerksamkeit beim Umgang mit den Spuren des Vergangenen stark erhöht und weil besonders sorgfältig recherchiert wurde. Die *historische Einstellung*, die dies ermöglicht, löst Gegenwartsprobleme nicht unmittelbar, ist aber dennoch wertvoll durch die Beiträge zur historischen Aufklärung, die sie ermöglicht.

An diesem Punkt der Überlegungen kommt es nicht darauf an, die Methodik des Recherchierens im Archiv im Einzelnen kennenzulernen. Auch soll hier nicht problematisiert werden, was im fraglichen Zusammenhang mit ›Wahrheit‹ oder ›Richtigkeit‹ eigentlich gemeint ist. Vielmehr kommt es darauf an, eine elementare, alltagsnahe Erfahrung zu benennen, die im Umgang mit Quellen zu gewinnen ist: Etwas Vergangenes kann so sein, wie man dachte oder wie es immer gesagt wurde, aber auch ganz anders. Die Möglichkeit des Tatsachen-Wissens bleibt vom Vorhandensein und der Zugänglichkeit von Dokumenten abhängig. Vieles kann man ermitteln und sogar Unerwartetes entdecken – man weiß dann genau Bescheid und kann Fakten von *Fakes* unterscheiden. Anderes aber bleibt unbekannt, und es gibt Grauzonen, in denen unterschiedliche Deutungen und Sichtweisen miteinander in Konflikt stehen. Allerdings: Obwohl man im Ergebnis nicht sagen kann, ob eine bestimmte Vermutung über vergangene Geschehnisse oder Zustände zutreffend ist, so lässt sich doch der Versuch unternehmen, das nötige Wissen zu erwerben. Diese Option gewinnt in Lebenssituationen an Relevanz, in denen über einen für uns wichtigen Ausschnitt der Vergangenheit Unklarheit herrscht. Dann kann der Wunsch entstehen und sogar dringlich werden, fundierte Kenntnisse zu erlangen.

Hierfür ein Beispiel: Ein Mann verlor seine Frau und zwei Kinder beim mysteriösen Absturz des Flugs MH 370 von Kuala Lumpur nach Peking am 8. März 2014. Das Flugzeug verschwand vom Radar und wurde trotz einer wochenlangen internationalen Suchaktion unter Einsatz modernster Technik nicht gefunden. Es fand eine Beobachtung des Meeres vom Weltraum aus statt, Flugzeuge und Schiffe kamen zum Einsatz. Monate später wurden weit entfernt von der Flugroute Trümmer an Land gespült, ohne dass sich die Ursache und der Verlauf des Unglücks dadurch klären ließen. Der Betroffene möchte die Fakten kennen und die Wahrheit erfahren, die zu dem schrecklichen Unglück geführt haben. Bei der Recherche verliert er sich in Details und stößt auf zahlreiche Ungereimtheiten. In der Reportage, die drei Jahre nach dem Unglück über sein Schicksal berichtete, zitiert ihn der Autor mit den Worten:

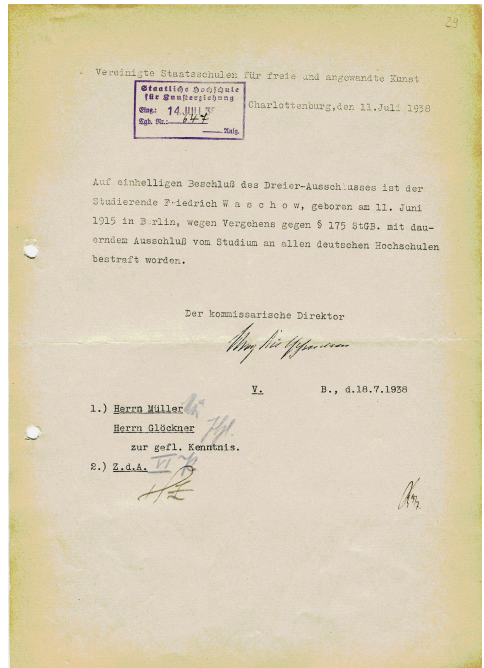


Abb. 4: Schreiben zur Relegation eines Studierenden im »Dritten Reich« aufgrund des verschärften § 175 Strafgesetzbuch, der sexuelle Handlungen zwischen männlichen Personen unter Strafe stellte (Universität der Künste Berlin, Universitätsarchiv) © UdK Berlin

»An manchen Tagen halte er ein neues Leben für möglich [...]. Die Wahrheit sei allerdings unerlässlich, deswegen suche er weiter. Er hoffe, dass irgendjemand eines Tages sprechen würde, ein Whistleblower. Auch wenn die Wahrheit vielleicht noch schwerer auszuhalten sei.«²⁴

Man kann sich manche andere Situation vorstellen, in denen ein einziges Faktum der Vergangenheit ein Leben ändert: Jemand erfährt, dass er nicht das biologische Kind derer ist, die er Eltern nennt. Um ein Beispiel aus der deutschen Zeitgeschichte zu nennen: In Wahrheit ist sie oder er das Kind eines amerikanischen Soldaten in der Besatzungszeit nach Ende des Zweiten Weltkriegs; da die Mutter diese Liaison für unehrenhaft hielt, schwieg sie. Auch gibt es die vielen Fälle der Aufarbeitung von Unrecht, die eine gesellschaftliche Form der nachträglichen Anerkennung der Opfer darstellt. Für die Zeit des Nationalsozialismus kommen wichtige Tatsachen und vielfältige Details heute erst ans Licht.

²⁴ Anja Jardine: »Jemand hat entschieden, sie mir zu nehmen. Am 8. März vor drei Jahren verschwand eine Boeing 777 auf dem Flug von Kuala Lumpur nach Peking. In: Neue Zürcher Zeitung vom 6. März 2017, S. 32–35, hier S. 35.

Die Technizität der Depots und die Aura der Archivalien

Der Akzent wurde im Vorigen auf Lebenssituationen gelegt, in denen so etwas wie eine *Arbeit am Archiv* im menschlichen Alltag verankert ist und in diesem Umfeld beobachtet werden kann. Der Mensch ist ein Wesen, das Vergangenheit besitzt. Es ist ein wichtiger Faktor innerhalb der »anwesenden Abwesenheit der Vergangenheit«²⁵, dass alles das, was zeitlich zurückliegt und als vergangene Gegenwart schlicht nicht mehr da ist, in Dingen, Texten und Bildern, wie fragmentarisch auch immer, überdauert. In gewissen, oft aber nur sehr engen Grenzen ist das frühere Leben dann eben doch noch greifbar.

Vergangenes lebt nicht nur im menschlichen Innern als Er-Innerung weiter, sondern kann anhand von materiellen Spuren in der jeweiligen Gegenwart noch anders dingfest gemacht werden, als es das Gedächtnis vermag. Ganz äußerliche Umstände, etwa die Haltbarkeit der Materialien und auch die Dauer ihrer Brauchbarkeit, tragen dazu bei, dass etwas als Relikt verschwindet oder überdauert. Dosen aus Blech, wie sie etwa von den Firmen Teekanne oder Bahlsen bekannt sind, stellen ein Beispiel von unscheinbaren Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs dar, die eine hohe Lebenserwartung haben: Gemessen daran, dass sie eine bloße Verpackung darstellen, sind diese Behältnisse ausgesprochen haltbar; zu ihrem Fortbestand trägt bei, dass sie gut wiederverwendbar sind, denn nicht nur Kekse und Tee, sondern alles Mögliche kann in ihnen verwahrt werden.²⁶

Die Gesamtheit der materiellen Überreste des Vergangenen könnte man vielleicht – in Übereinstimmung mit alltäglichen Wahrnehmungen, aber abweichend vom Archivbegriff des institutionalisierten Archivwesens – als das materielle Substrat der Sphäre des Archivischen bezeichnen.

Dieser Verwurzelung im Alltag steht allerdings der ebenfalls alltägliche Eindruck gegenüber, dass die institutionellen Archive der uns geläufigen Lebenswelt gerade fernstehen. Es gibt eine Sonderwelt des Archivs: Diese bildet sich aus, sobald Archive eigene Räume und Gebäude bekommen, und das war schon mit den mesopotamischen Tontafel-Archiven der Fall. In Archiven, in denen heute komplexe Techniken des Bewahrens von der Klimatisierung bis zur Gebäudesicherheit zur Anwendung kommen, sind die Archivalien von der sonstigen Alltagswelt im wahrsten Sinne des Wortes isoliert; demzufolge werden sie als etwas Eigenes wahrgenommen.

Mit dieser Abtrennung entsteht erst ein Archiv im strengen Sinne, das sich von der weiten und diffusen Sphäre des Archivischen, wie sie eben beschrieben wurde, abhebt. Das Depot ist ein Gefängnis der Archivalien –

25 *Achim Landwehr*: Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie. Frankfurt am Main 2016.

26 Auf die gute Chance des Überdauerns solcher Dosen wies mich vor langem Angelika Thiekötter, Museum der Dinge, Berlin, in einem sehr anregenden Gespräch über Dinge, die man auf dem Trödel oder Flohmarkt finden kann, hin.



Abb. 5: Alte, leicht beschädigte Blechdose der Firma »Teekanne«, heute noch in alltäglichem Gebrauch (privat) © Dietmar Schenk

wenn ein Archivgebäude einen fensterlosen Turm umfasst, der als Magazin dient²⁷, drängt sich der Eindruck der Lebensferne unwillkürlich auf: Nichts ist unwirtlicher als ein fensterloser Raum. Ein modernes Archivmagazin ist mit allen Utensilien ausgestattet, die den Zweck der sicheren Aufbewahrung unterstützen: Mauern, Türen, Schlüssler, Alarmanlagen. Es wird, wenn man so will, ein Grenzzaun errichtet.

Zur Distanz von der Lebensführung im menschlichen Alltag gehört neben der Technizität des Depots aber gleichermaßen eine gewisse Monumentalität der großen institutionellen Archive, die in einem »majestätisch[en]« Gebäude²⁸ untergebracht sein können. Mit seinem ›Forschungssaal‹ überbietet

27 Vgl. die Abbildung des Gebäudes der Archives Départementales des Hauts-de-Seine in Nanterre bei Wolfgang Ernst: *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*. Berlin 2002, S. 43.

28 Arlette Farge: *Der Geschmack des Archivs*. Aus dem Französischen von Jörn Etzold in Zusammenarbeit mit Alf Lütke. Göttingen 2011 (frz. Orig.: *Le goût de l'archive*. Paris 1989), S. 20.

zum Beispiel das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem die übliche, bescheidenere Bezeichnung ›Lesesaal‹. Überwältigend ist aber auch die ungeheure Menge an sperrigen Texten, die im Archiv aufgehäuft sind. Arlette Farge beschreibt den inneren Zwang der Forschenden, im Zuge ihrer Archivforschung Exzerpte aus Archivalien anzufertigen, und betont die Monotonie von Gerichtsakten des 18. Jahrhunderts:

»Der Geschmack des Archivs vermittelt sich durch diese handwerkliche, langsame und wenig einträgliche Geste, mit der man Texte abschreibt.«²⁹

Das Exzerpieren wird heute zunehmend durch unablässiges Kopieren, insbesondere die Erzeugung elektronischer Repro-Dateien, ersetzt – ein Unterfangen von ähnlicher Eintönigkeit.

Die oben beschriebene architektonische Separation ist unvermeidlich aufgrund einer vorausgegangenen Wertzuschreibung: Archivalien müssen aus äußeren Gründen, nämlich zum Schutz vor jeder Art von Schädigung in abgetrennten, gesicherten Räumen gelagert werden. Das Depot, in dem die Archivalien geborgen sind und *verborgen* werden, trennt das Archiv von der Lebenswelt des Alltags und schafft in der dann doch unumgänglichen Berührung mit den Archivalien, etwa im Lesesaal, eine besondere Atmosphäre der Distanz, die sich mit der Faszination des ›alt-ehrwürdigen‹ Dokuments verbindet. Dessen Wertschätzung kann durch historische Bildung gewiss gefördert werden, doch scheint die Begegnung mit dem Archivalie zugleich eine sehr elementare menschliche Erfahrung zu sein. Die Aura der authentischen Spur besteht offenkundig unabhängig von jeglicher Inszenierung – man beobachtet dies als Archivar, wenn man Schülerinnen und Schülern oder auch Studierenden eine mittelalterliche Urkunde oder eine fadengeheftete Akte aus dem 19. Jahrhundert zeigt. Sie kann noch so schmucklos sein: das bloße Alter, das den Dokumenten ohne Mühe angesehen werden kann (und manche versuchen, es zu riechen), löst einen gewissen Schauer der Ehrfurcht aus – es existiert so etwas wie die Erhabenheit des alten Materials.

In den Beispielen, die im Vorigen behandelt wurden, lag die jeweilige Vergangenheit, die anhand materieller Spuren eine Vergegenwärtigung erlebte, nicht sehr weit zurück; sie befand sich im Rahmen der Zeitgeschichte, also der Epoche der Mitlebenden. Doch reichen die Zeugnisse der Vergangenheit, etwa archäologische Funde, viel weiter zurück. Auch bei Archivalien gibt es so etwas wie ein ›hohes Alter‹. Und ein Augenblick der zufälligen Berührung mit Dingen von früher, die aufgrund ihrer Herkunft zwei Jahrtausende überbrücken, kann tiefe Eindrücke hinterlassen.

Der Althistoriker Paul Veyne wuchs in der Provence auf, einer vom Römischen Reich bereits in der Antike zivilisierten Region. Als acht- oder neun-jähriges Kind fand er zufällig im Freien eine antike Amphore:

29 Ebd., S. 19.

»Sie war in unser Zeitalter gefallen wie ein Meteorit aus den Himmeln, doch kam sie nicht aus einer anderen Welt, sondern aus einer beseitigten Welt, von der ich wusste, dass sie ›vor‹ der unsrigen existiert hatte.«

Der Knabe war so beeindruckt, dass dieser Fund Jahre später seine Berufswahl entscheidend beeinflusste.³⁰

Schluss

Die Grundthese, die den Gang der vorigen Überlegungen bestimmte und zu deren Bestätigung Anschauungsmaterial bereitgestellt wurde, lautet: Jede und jeder von uns hat in der Lebenswelt des Alltags – in graduellen Abstufungen und im Zustand einer mehr oder weniger großen Betroffenheit – mit so etwas wie einer Sphäre des Archivischen zu tun. Es liegen dann Spuren des Vergangenen vor, die als solche identifiziert werden. Sie sind nahezu allgegenwärtig, müssen aber zunächst einmal als solche erkannt werden und auf ein lebensweltliches Interesse stoßen, um Relevanz zu erlangen. Handlungen und Erfahrungen, die diesem weit gefassten prä-archivischen Terrain zugeordnet werden können, sind uns allen als unbefragte Selbstverständlichkeiten vertraut. Aus dieser Konstellation folgt, dass das professionelle Tun und Lassen der Archivarinnen und Archivare als eine Verlängerung und Intensivierung ganz geläufiger, weit verbreiteter Praktiken beschrieben werden können. Sie sind innerhalb der Lebenswelt des Alltags sinnvoll – in der Sonderwelt des institutionalisierten Archivwesens werden sie nur ausgebaut, verfeinert und erweitert.

Professionelle Archivarbeit beruht auf gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Das Archivwesen besitzt in diesem Rahmen eine eigene fachliche Identität. Trotz der Etablierung des archivarischen Berufs und der Archivwissenschaft als Disziplin wird in facharchivarisch geführten Archiven jedoch ausgeführt, was in der Lebenswelt des Alltags seine Grundlage hat. Die Kommunikation, die Archivarinnen und Archivare mit den Besucherinnen und Besuchern der Archive sowie mit allen weiteren am Archiv interessierten Menschen führen, ist durch die Verhältnisse der Arbeitsteilung bedingt: Der Gesprächsfaden darf nicht abreißen, denn er dient dazu, die zwangsläufig entstandene Distanz wieder zu vermindern: Die Expertinnen und Experten, an die archivarische Aufgaben delegiert worden sind, erklären, was sie für die einzelnen Menschen und die Gemeinschaft, wenn man so will: für die ›normale Bürgerin‹ und den ›normalen Bürger‹, leisten. Dass überhaupt die Möglichkeit besteht, sich den ›Laien‹ gegenüber verständlich zu machen, resultiert aus der fundamentalen Zusammengehörigkeit von Archiv und Lebenswelt.

Gewiss: Die Sensibilität der einzelnen Menschen für die Sache des Archivs ist je nach Neigung, Erfahrung, Lebensalter sowie Kenntnis- und Bildungs-

30 *Paul Veyne*: Et dans l'éternité je ne m'ennuierai pas. Souvenirs. Paris 2014, S. 9. Übers. vom Verf.

stand unterschiedlich stark ausgeprägt. Die vorigen Überlegungen stellen jedoch einen Hinweis darauf dar, dass es in gewissen Grenzen etwas allgemein Menschliches ist, ein Archiv zu besitzen oder besitzen zu wollen und mit Archivalien umzugehen. Der Historiker Marc Bloch hat die suchende und forschende Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in einer *Apologie pour l'histoire* beschrieben und dadurch zugleich verteidigt.³¹ Seiner ebenso klugen wie engagierten Apologie der Geschichte ließe sich eine Apologie des Archivs zur Seite stellen.



Dr. Dietmar Schenk
c/o Universität der Künste Berlin
Universitätsarchiv
Einsteinufer 43
10587 Berlin
dietmar.schenk@udk-berlin.de

31 *Marc Bloch: Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers*. Hrsg. v. Lucien Febvre. München 1985 (frz. Orig.: *Apologie pour l'histoire ou Métier d'historien*. Paris 1949), und *ders.: Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers*. Nach der von Étienne Bloch edierten französischen Ausgabe hg. v. Peter Schöttler. 2. Aufl. Stuttgart 2008 (frz. Orig.: *Apologie pour l'histoire ou métier d'historien. Édition critique préparée par Étienne Bloch. Préface de Jacques le Goff*. Paris 1993).